

**Zeitschrift:** Zürcher Taschenbuch  
**Herausgeber:** Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde  
**Band:** 89 (1969)

**Artikel:** Aus dem Jugendleben von Johann Jakob Oeri : meinen Brüdern Jakob und Heinrich Oeri gewidmet  
**Autor:** Vöchting-Oeri, Luise  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-985399>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Aus dem Jugendleben von Johann Jakob Oeri

*Meinen Brüdern Jakob und Heinrich Oeri gewidmet*

Am 7. Januar 1817 wurde Pfarrer und Kirchenrat Oeri in Wil auf dem Rafzerfelde zum dritten Male Vater eines Sohnes. Er vererbte auf ihn seine eigenen Taufnamen Johann *Jakob*. Ein erstgeborener Knabe war tot auf die Welt gekommen; ihm folgte als zweiter männlicher Spross ein Daniel. Dieser aber starb, kaum dass der Dritte des Stammes das Licht der Welt erblickt hatte, an Keuchhusten. Schlimmerweise wurde auch das neugeborene Brüderchen davon erfaßt. Die mündliche Überlieferung berichtet, dass man den schwerkranken Säugling für tot ansah und sich bereits anschickte, das Söhnchen aus dem Hause zu tragen, als es wieder Lebenszeichen von sich gab, um einen Weg anzutreten, der es durch acht Jahrzehnte hindurch führen sollte.

Pfarrer J.J. Oeri hatte seine erste Gattin, Esther Schinz, früh verloren. Er fand 1813 in einer zweiten Ehe mit Magdalene Schorndorff aus Basel ein neues Eheglück. Die Beziehungen zwischen der Zürcher Familie Oeri und den Schorndorff<sup>1</sup> in Basel beruhten auf einer schon jahrelang bestehenden Freundschaft, die sich während der Deportationszeit von Johann Caspar Lavater angesponnen hatte. Lavater war damals beim Deputaten Schorndorff am Nadelberg fast täglich ein- und ausgegangen. Er sowohl als Jung-Stilling hatten als Anreger und Berater in geistlichen Dingen grossen Einfluss auf das

<sup>1</sup> Vgl. L. Vöchting-Oeri: Die Schwestern Schorndorff und ihre Nachkommen (Zürich 1941).

ganze Basler Haus ausgeübt, am meisten auf die geistig empfängliche Frau Maria Magd. Schorndorff-Iselin. Deren älteste Tochter Magdalene, Lene genannt, stellte sich daher dem Pfarrherrn zu Wil mit ihrer tief innerlichen Veranlagung, ihrer weichen Gemütsart, ihrer Gabe reicher, dem Ahnungsvollen zugeneigter Empfindung aufs glücklichste zur Seite.

Ihr Sohn Johann *Jakob*, dessen Kosenamen Jacqui hiess, wuchs im abseits gelegenen Dorfe Wil auf und genoss dort eine unbeschwertere Kinderzeit. Das idyllische Pfarrhaus mit seiner nicht unbedeutenden Landwirtschaft bot den muntern Knaben – es war 1818 noch ein Bruder, wiederum Daniel genannt, zur Welt gekommen – alle Freuden des Landlebens: Feld und Wald wurden mit den Dorfkameraden durchstreift, mit ihnen auch ihre Spiele geteilt; man fuhr mit dem Knecht in den Klee, bestieg zum Schrecken der ängstlichen Mutter den Fuchs, fuhr mit den Eltern über Land, genoss die vielen Besucher aus der Stadt und der Umgebung, die sich durch die gastfreie Pfarre angezogen fühlten. Beide Eltern waren geselliger Natur. Der Vater wurde alljährlich von seiner Zürcher «Mittwochsgesellschaft» besucht; auch der «Kongress», d.h. die Pastoralgesellschaft des Bezirks Embrach tagte in Wil. Zahlreich erschienen nach wie vor die Verwandten der früheren Pfarrfrau,<sup>2</sup> u.a. als Studenten Rudolf und Carl Schinz, mit denen die kleinen Pfarrersbuben sich «trefflich erlustierten». Hans Rudolf Schinz-Pestaluz aus Glattfelden pflegte am Neujahrsabend als «Samichlaus» den kleinen Oeri Mores zu lehren, ehe, ihrem Kindergemüt unvergesslich, die Glocken zu läuten anfangen und Gesänge vom Kirchturm wie aus himmlischen Höhen heruntertönten. Geburts- und Namenstage, vor allem der Jakobitag am 25. Juli, wurden in Wil festlich begangen, meist mit Gästen aus der Nachbarschaft. Beide Eltern waren poetisch veranlagt. So fehlte es nicht an Gedichten und zarten Glückwünschen. Mit zum Jubel, wenn auch lauter in der Wirkung, trugen Schüsse bei, die mit einer kleinen Kanone abgefeuert wurden. Wohl am liebsten jedoch mochte dem kleinen Jakob das Erscheinen seiner Patin, Cleophea Schinz-Lavater zum gewundenen Schwert, sein. Frau Chorherr, wie sie allgemein genannt wurde, seiner Mutter in inniger Freundschaft zugetan, hatte seinerzeit auch die ersten, anpochenden Vermittlerdienste gewagt

<sup>2</sup> J. J. Oeri in «Aus meinem Leben» (unveröffentlichte «Erinnerungen für seine Kinder und Grosskinder») sagt S. 9: «wir blieben namentlich mit den Familien Schinz-Lavater, Schinz zur Glocke, Pestaluz-Schinz im Steinbock, von Orelli-Escher vom Glas (Linth-Escher) verbunden.»

beim Ehebund zwischen dem Kirchenrat und Lene. Jakob nennt sie in seinen Aufzeichnungen «eine ausgezeichnete Frau, schon äusserlich eine imposante Erscheinung; ein wahrhaft männlicher Geist stand mit ihrer ächten Weiblichkeit in schönster Harmonie. Sie war mir eine zweite Mutter, und ich liebte und verehrte sie wie ein Sohn. Kam ich nach Zürich, so logierte ich selbstverständlich in ihrem Hause. Familienmitglieder sowohl als anwesende Gäste nahmen das Frühstück stets an ihrem Bette ein, wo sie, in feinste Linnen gekleidet, denselben den Morgengruss bot.»

Den ersten Unterricht erhielten die Knaben Oeri im Studierzimmer des temperamentvollen, frohgesinnten Vaters. Den Elementarfächern schloss sich schon vom 8. Jahre der Lateinunterricht an. Da für Jakob der Besuch der sog. «Gelehrtenschule» in Zürich in Aussicht genommen wurde, zog aber Pfarrer Oeri noch einen eigentlichen Lehrer bei, in Gestalt des cand. theol. Heinrich Breitingen. Breitingen war wie geschaffen für den Doppelposten, als Vikar des Pfarrers und als Präzeptor der Söhne zu wirken. Er wurde für Jakob zum geliebten Lehrer, sein Vorbild für geistiges Streben; Vertrauter und Berater in den Jugendjahren, blieb er ihm Freund fürs Leben.

Das war umso wichtiger, als mitten in das frohe Kinderleben im März 1829 der Tod trat und Pfarrer Oeri rasch wegraffte. Von allen Seiten eilten Verwandte und Freunde herbei: Chorherr Christoph Salomon Schinz und Amtmann David von Orelli aus Zürich, welcher letzterer alsbald die Vormundschaft für die Waisen übernahm; Oberamtmann Carl Emanuel Steiner erschien aus Winterthur, von Basel her das Ehepaar Jakob Burckhardt-Schorndorff. Susanna Burckhardt-Schorndorff war die Schwester von Lene. Diese Tante nennt Jakob «eine herrliche Frau, die, wohin sie kam, den Sonnenschein ihrer Leutseligkeit und des herzlichsten Wohlwollens mitbrachte». Beide Neffen fühlten sich von ihr ausserdem angezogen «durch ihren glücklichen Humor, ihr heiteres Gemüt, ihren natürlichen Frohsinn». Sie bildete damit ein Gegengewicht zu der ängstlich veranlagten und zart besaiteten Mutter. Jakob kannte die Basler Verwandten, auch die fünf Burckhardt'schen Vettern und Cousinen, von gegenseitigen Besuchen her. Wer freilich konnte bei der Teilnahme von Burckhardts am Leichenbegängnis ihres Schwagers ahnen, dass innerhalb eines Jahres Susanna Burckhardt ebenfalls rasch hinstirben, dass ihr ihre Schwester Lene nach weiteren sechs Monaten, am 21. November 1830, folgen würde? Frau Pfarrer Oeri war nach dem Tode ihres Gatten nach Basel gezogen und liess hier ihre Söhne völlig ver-

waist zurück. Antistes Burckhardt<sup>3</sup> nahm sogleich Jakob und Daniel bei sich, im Oberstpfarrhaus, auf. Beide, 12- und 13jährig, wuchsen unter Burckhardts väterlicher Leitung zusammen mit seinen eigenen Kindern Margaretha, Louise, Jakob, Gottlieb und Susanna auf.

Im September 1833 entschloss sich Antistes Burckhardt zu einer zweiten Ehe. Johanna Stark, gebürtige Königsbergerin, sollte Susanna Schorndorff als Gattin und Mutter im Oberstpfarrhaus folgen. Zu diesem Zeitpunkt, d.h. im Juli desselben Jahres, verliessen Jakob und Daniel Oeri das Haus ihres Onkels. Daniel kam in ein Erziehungsinstitut «à la Solitude» bei Lausanne. Jakob bezog ein Zimmer bei Rektor Kürsteiner in Basel. Nach dieser Trennung hebt ein Austausch von Nachrichten zwischen den beiden Brüdern Oeri an, der durch ausführliche Briefe des älteren belegt ist. Aus den zahlreich vorhandenen Blättern taucht das Bild des Schreibers, der im Andenken der zweiten, ihm nachfolgenden Generation als feiner, gütiger, alter Herr fortlebte, in überraschender Jugendfrische auf. Züge von Kraft, Lebenslust und männlichem Mut, auch die Neigung zu weitherzigem Denken, die Freude sich mit Andersartigem auseinanderzusetzen, die Fähigkeit zu künstlerischem Genuss, kurz das Erbe: sich geistiger Neigungen in harmonischer Verbindung mit einem gesunden Körper zu erfreuen, wie es der weiteren Nachkommenschaft als glückliche Mitgabe von der Seite seiner späteren Gattin, Louise Burckhardt, herzurühren schien, war wesentlich auch in den Anlagen Jakob Oeris vorhanden.

Im Juli 1833 hat also der 16jährige Johann Jakob Oeri zum zweiten Male sein Daheim verloren. Was Wunder, wenn er eingesteht, dass ihn zuweilen das Heimweh packt nach der Stätte «hinter dem Münster», wo er ein zweites Vaterhaus gefunden hatte, wo er freilich, wie bisher, weiter ein- und ausgehen darf. Er bleibt aber im brieflichen Austausch nicht an seinen persönlichen Erlebnissen kleben. Zwei Gewalten beherrschten damals noch unbestritten die Jugend: christlicher Glaube und heisse Liebe zum Vaterland.<sup>4</sup> 1833 verdichteten

<sup>3</sup> Jakob Burckhardt, Vater, 1785—1858, 1816 «Obersthelfer» am Münster zu Basel; er wurde 1838 Antistes der Basler Kirche und ist in der Literatur unter diesem Titel bekannt.

<sup>4</sup> «Es mögen allerdings nicht alle gleich sein in unserm Schweizerlande, doch . . . mögt Ihr sicher glauben, dass sie Hab und Gut sowohl dem Lande in Gefahr hingeben, als es einer für den andern opfern würden, wenn er ins Unglück geriete . . .» (Gottfried Keller im «Grünen Heinrich», Bd. II Kap. 15: Sämtl. Werke IV, Erlenbach 1926, S. 191).

sich die vaterländischen Gefühle noch in der Sorge um die Heimatstadt seiner Mutter. Jakob Oeri, der geborene Stadtzürcher von der Vaterseite her, Basler durch seine Mutter, erzählt mit Trauer und Entrüstung, wie «Basel wüst mitgenommen werde. Die Tagsatzung geht gräulich mit Basel um». Entsetzt beschreibt er, wie «die Radicals und die Theiler» mit Baselstadt verfahren, wie Shylockartig die Landschaft auf ihrem Anteil am ganzen Besitz besteht. Aber nun kommt diesem verletzten Bürgerstolz der Glaube an göttliche Gerechtigkeit zu Hilfe. «Gott wird es einst auch richten!», und ein wenig menschlicher gedacht, Gewissensqualen erhoffend: «schrecklich werden sie gewiss dereinst diess Alles noch bereuen!» Von einer Kollekte in der Stadt zu Gunsten der Verwundeten werden 4000–5000 Louis d'Or erwartet, neben der starken Kontribution, «da es der hohen Tagsatzung beliebt hat zu erklären, die Stadt habe den Landfrieden gebrochen». «Die Schweiz verfährt halt nie anders als gottlos mit Basel!», so lautet der Schlusseufzer beim Jahresende. Im neuen Jahre aber, wo es im Vorfrühling den Basler unwiderstehlich zum Maskentreiben lockt, verbindet man – ein echter Zug, wie er im frommen und zugleich lebenslustigen Charakter unserer Stadt liegt – eine Fasnacht mit Wohltätigkeit. «Lustiger als je» soll sie gewesen sein: eine Gruppe Reiter «für die Blessierten und Witwen» nahm über 1000 Frs. ein.

Auch der junge Mann kann nicht immer nur den Kopf hängen lassen und sich über die eidgenössischen Soldaten ärgern, die Basel besetzen. Im «Grünen Heinrich» von Gottfried Keller wird anschaulich das Pfarrhaus seines Oheims in Glattfelden geschildert, eines bäuerlichen Selbstversorgers mit gewissen Gewohnheiten junkerlicher Art wie z.B. der Jagd. Auch auf Jakob Oeri war eine Entenflinte, die sein Vater, der Kirchenrat J.J. Oeri in Wil auf dem Rafzerfelde gehandhabt hatte, übergegangen. Diese nimmt er nun in den Herbstferien über die Schulter und zieht mit Basler Schulkameraden mehrmals zu fröhlicher Pirsch aus. Die erlegten Vögel wurden auf dem Felde gerupft und gebraten. Jakob ist ein guter Schüler; so darf er sich Zeit nehmen, um tanzen zu lernen und das Klavierspiel zu betreiben. Oft erwähnt er seine gute Gesundheit, und als er im Pädagogium etwas mehr Freiheit genießt, turnt er eifrig mit den Studenten. In den folgenden Jahren hört man viel von Turnfahrten auf den Belchen und den Weissenstein. Im Blick auf das eidgenössische Turnfest im April 1835 fühlt der Jüngling nicht nur die körperlichen Kräfte schwellen, einer poetischen Ader entquillt ein patriotisches

Gedicht: «Der Turner Willkommen in St. Jakob»; es wird gesungen und gedruckt. Nicht weniger Jugendlust wird Jakob zuteil, wenn er mit Köbi Burckhardt und andern Freunden sich zum literarischen Kränzchen bei Wilhelm Wackernagel einfindet, «...was eine herrliche Zeit für uns ist.» Der verehrte Lehrer rückt gar, zunächst ohne ihr Mitwissen, in den «Alpenrosen» von 1838 Gedichte der Studenten ein. Zwei stammen vom Briefschreiber selber. Der freundschaftlich jugendlichen Verbundenheit mit seinem fast gleichaltrigen Vetter gibt der Satz Ausdruck: «Köbi ist sehr artig und jetzt einer meiner liebsten Freunde.»

Von Daniel ist kein Echo vorhanden, während sich die Briefe an ihn lückenlos erhalten haben. Der jüngere Oeri war offenbar alles andere als mitteilbar. Die Schreiben des sich um ihn unablässig kümmernden Bruders beantwortet er nicht oder nur in grossen Zwischenräumen. Die Verwandten in Basel und Zürich bekommen nichts von ihm zu hören, während Jakob die Verbindung mit seiner Vaterstadt, an der er hängt, aufrecht erhält, schriftlich und durch Besuche bei den Freunden und Verwandten seiner Eltern, u.a. bei Pfarrer Breitingen, dem Chorherrn Schinz und dem «Vogt Scheuchzer». Daniel muss ständig ermahnt werden, doch wenigstens zu Neujahr oder bei Familienereignissen die einfachsten Pflichten der Höflichkeit und Dankbarkeit nicht zu vernachlässigen. An Gaben mangelte es ihm nicht. Er erwies sich in Lausanne als guter Schüler und zeichnete sich in Mathematik aus. Später erlernte er in Zürich «Handlung in der Fabrik Escher». Gerne ritt er aus, besuchte das Theater und stellte seinen Mann im Militärdienst. Auch er war durchdrungen von Pflichtgefühl dem Vaterlande gegenüber. Merkwürdig bei einem angehenden jungen Kaufmanne berührt die öfter erwähnte Nachlässigkeit, bei einem Wohnungswechsel die neue Adresse nicht oder nur verspätet anzugeben.

Mit einer Nachricht aus den Jugendjahren von Jakob verknüpft sich ein Faden, der nicht nur Basel und Zürich, sondern unter seinen Nachkommen die Familien Oeri und Hess verbindet. Am 29. Dezember 1835 berichtet er seinem Bruder, dass der Tod des Ratsherrn Christoph Burckhardt-Hess die «ganze Stadt in Trauer versetzt». Der ehemalige Gymnasiast erinnert sich, wie der Tagsatzungsgesandte, «auf den das Vaterland mit Recht grosse Hoffnungen setzen konnte», den Schulexamen beizuwohnen pflegte. «Die letztprämierten Schüler des Gymnasiums gingen an dem Leichenzuge dem Sarge voran», als man vom Haus «auf Burg» den Frühverstorbenen wegge-

leitete. «Das Andenken dieses Mannes wird mit Recht im Segen bleiben.»

Im Sommer 1838 unternahm Jakob Oeri mit Köbi Burckhardt die bekannte Reise, welche die Vettern und andere Freunde über den Gotthard nach Italien führte. Im Herbst des nächsten Jahres schnürten die beiden jungen Leute ihr Bündel für Studienjahre in Deutschland. Am 19. September, abends 5 Uhr, bestiegen sie die Post nach Schaffhausen. Dem romantischen Zuge der Zeit folgend, überschritten sie, unbeschadet ihrer jugendlichen Reiselust, die Schweizer Grenze nicht, ohne «ein Abschiedsweh vom lieben Vaterlande» zu registrieren. Über Ulm ging es nach Augsburg und München. Der bayrischen Hauptstadt wurden zwei volle Wochen gewidmet. Trotzdem wollte die Zeit für alle Reichtümer, die Ludwig I. in seiner Residenz angesammelt hatte, kaum reichen, zumal man sich abends dem Genuss des Theaters hingab. Regensburg, Nürnberg, Erlangen, Bamberg, in jeder dieser Städte wird halt gemacht; man verfolgt heute mit wahren Neid, wie behaglich die Strecke bis zum Endziel Berlin durchmessen wurde. Denn vom Frankenlande weg biegen unsere Studenten über Bayreuth nach Eger aus. Böhmen erschliesst sich ihnen mit Carlsbad und Teplitz. In Prag auf dem Hradschin mit seiner «unaussprechlich herrlichen Aussicht», vollends auf der Brücke über dem «breiten Moldaustrom» überkommt den Jüngling ein Glücksgefühl, das ihm das Herz weit werden lässt. «Das böhmische Volk» – wobei der Reisende «die zahlreichen Deutschen» ausnimmt – gelte als «etwas grob und diebisch», heisst es in der Reiseepistel. Rechtzeitig gewarnt, vermieden es die jungen Basler, versiegelte Briefe in ihrem Gepäck mit sich zu führen; das erlaubte die österreichische Polizei unter keinen Bedingungen. Wem die Metternich'schen Methoden des «Interzipierens» von Privatbriefen gegenwärtig sind, wird sich über den Respekt, den man dieser Verordnung schulden zu müssen glaubte, nicht wundern. Dass das «galante Sachsen» aber schliesslich mit einem Gefühl der Erleichterung betreten wurde, hängt vielleicht auch noch mit einem Achsenbruch des «sog. Stellwagens (Omnibus)» zusammen. Der Wagen warf zwar nicht um, die Passagiere sanken sanft zu Boden, durften aber in der kühlen Oktobernacht «zwischen 5 und 6 Uhr auf nackter Landstrasse 3 Stunden auf einen neuen Wagen warten». Das waren die Tribute, die man dem gemächlichen, zum Schauen geeigneten Reisen zollte.

Nach all diesem Erleben blieb für Dresden, «die weltberühmte Gemälde-Galerie und das Antiquitätenkabinett, das grüne Gewölbe



und die königliche Schatzkammer – vielleicht 10 Säle mit Gold und Juwelen» – leider nur ein halber, vollausednütster Tag übrig; denn: «nachmittags fuhren wir auf der Eisenbahn von Dresden nach Leipzig. Denke Dir nur – erzählt Jakob seinem Bruder – wir legten die 28 Stunden in 4 Stunden zurück, das ist eine ungeheure Schnelligkeit, von der man sich nicht leicht einen Begriff macht, wenn man nicht selbst dabei und damit gewesen ist. Das geht wie auf Windesflügeln, ehe man nur drei zählen kann, ist man halbe und ganze Stunden von dem Orte entfernt, an dem man den Augenblick vorher sich befand; Leute, die Einem begegnen, zu erkennen, ist rein unmöglich.» Von der Höhe dieses Schnelligkeitsrekordes sanken die zwei Schweizer auf das Alltagsniveau hinunter, als sie in Leipzig, abends 8 Uhr, einen vertrauten Postwagen bestiegen, der sie nach einer kalten Reisenacht am andern Tage mittags in Potsdam absetzte. Die ausgestandenen Strapazen verhinderten nicht einen Besuch im Grabgewölbe, wo Friedrich der Grosse im zinnernen Sarge ruht. Neuerdings wurde eine Dampfbahn benutzt, um schliesslich Berlin zu erreichen. «Berlin, die grosse, schön erleuchtete Königsstadt» imponierte den jungen Leuten so sehr, dass sie in einer Droschke reise-müde zu ihren Freunden, den Theologen Riggenbach und Biedermann, flüchteten.<sup>5</sup> Dort wartete der beiden Basler ein warmer Empfang, ja die Landsleute überliessen den Ankömmlingen sogar für diese erste Nacht ihre Betten und «legten sich selbst auf den Boden».

Weitere Briefe geben dem fernen Bruder ein anschauliches Bild des Lebens in der preussischen Hauptstadt. Eine günstige Wohnung fand sich merkwürdig rasch. «Unter den Linden No. 72, erster Hof, 2 Treppen hoch» heisst die neue Adresse; ein nicht sehr grosses, aber neues Gemach, dessen Fenster auf Hof und Garten gingen, war in der Grosstadt für den Studenten vorhanden. Wenn Jakob «in der grossen Sandwüste» die freie Luft geniessen wollte, musste er den Tiergarten durchqueren, der ihm einzig und allein im Vergleich zum Jura als «schöner Spaziergang» vorkam. In Charlottenburg lief er öfter Schlittschuh, eilte dann aber nach dieser Bewegung in frischer nordischer Luft gerne «ins warme Stübchen zurück, zieht Nachtrock und Finken an, raucht sein Pfeifchen und vergräbt sich in seine Bücher.»

<sup>5</sup> Alois Emanuel Biedermann von Winterthur, Theologe, seit 1843 als Angehöriger des Basler Paedagogiums der nahe Freund der beiden Vettern Jakob Oeri und Jacob Burckhardt. Hans Riggenbach, ebenfalls Theologe, gehörte mit zu dem Freundeskreis.

Das Studium wird fleissig betrieben, u.a. bei Professor Neander, der ihn mit andern Studenten zusammen auch eines persönlichen Verkehrs würdigt. Beim Buchhändler Reimer wird Besuch gemacht, und Jakob lässt sich gerne einladen, da der Verkehr in einem fremden Hause eine willkommene Ergänzung bildet zu dem geselligen Zusammensein mit seinen Landsleuten. Es herrscht eine enge Verbundenheit zwischen der ansehnlichen Gruppe von 40 bis 50 Schweizern. Man teile Freud und Leid, heisst es. Kein Wunder, dass das Leben in akademischer Freiheit fern von den heimischen Bindungen als «herrlicher Winter» in der Erinnerung bestehen bleibt. An den Sonnabenden wird regelmässig miteinander geturnt – ganz im Sinne des Turnvaters Jahn.<sup>6</sup> Später, in der guten Jahreszeit, reiten die jungen Männer miteinander aus. Jakob gibt zu, dass er dieses Vergnügen mit dem Lehrgeld von einigen Stürzen beim Reitunterricht in der Bahn habe bezahlen müssen, aber im Frühling und Sommer 1840 sitzt er sicher im Sattel.

Schon recht bald fällt ihm die Eigenart des Stadtbildes in die Augen. Er erwähnt die Spree mit ihren Schiffen und Brücken, das Museum mit seinen Gemälden und die Antikengalerie, die er in Zwischenstunden besucht, Sonntags die «herrliche Militärmusik bei den königlichen Schlössern»; die Bauten des Opern- und des Schauspielhauses, das Königstädter Theater beeindrucken ihn. «Zwei-, vier-, sechsspännig rasselt die Königliche Familie unter den Linden durch, dann steht allemal die Hauptwache und die Wache unters Gewehr und lauter Trommelschlag verkündet die hohen Herrschaften.» Der junge Student staunt anfangs. Bald sieht er sich nicht mehr um nach den «Königlichen». Dagegen nimmt er als Zuschauer gerne teil bei der Grundsteinlegung zu einem Denkmal für Friedrich den Grossen, zumal sich bei diesem festlichen Ereignis Friedrich Wilhelm III. zum letzten Male vor seinem Volke zeigt. Jakob Oeri erlebt alles mit: die Besorgnis um den hohen Patienten, die sich durch aufregende Bulletins steigert, das Eintreffen ihrer Majestät, der Kaiserin von Russland, die mit ihren Brüdern neben Schönlein<sup>7</sup> und andern Ärzten

<sup>6</sup> Friedrich Ludwig Jahn (1778—1852), Sprachlehrer, nahm sich nach der Niederlage von Jena vor, die moralische und physische Volkskraft wieder zu heben, wozu ihm die Turnkunst als wichtigstes Mittel erschien. Er gründete auf der Hasenheide bei Berlin einen Turnplatz.

<sup>7</sup> Joh. Lukas Schönlein (1793—1864) wurde nach Ordinariaten in Würzburg und Zürich 1839 nach Berlin berufen. Als Leibarzt Friedrich Wilhelms IV. entzweite er sich mit seinen Kollegen und kehrte in seine Vaterstadt Bamberg zurück.

nun am Sterbebett wacht, die allgemeine Volkstrauer, die sich in schwarzer Kleidung kundgibt. Vom Thronfolger, Friedrich Wilhelm IV., erwartet das Land Grosses. Der Schweizer lässt sich mitreissen von der allgemeinen Begeisterung und schildert anschaulich die Festlichkeiten, die bei der Einholung des neuen Herrschers im folgenden Herbst stattfinden. Die ganze Prachtentfaltung beim Einzug am 21. September 1841 rechtfertigte eine Wartezeit von 6 Stunden. «Auf einem Fleck mussten wir, – Oeri und Biedermann –, wie angegelt stehen, sodass wir beinahe unsere Beine nicht mehr spürten». Einen ganzen Taler hatte jeder der Schaulustigen für diese Platzierung in der Königsstrasse zu erlegen gehabt. Am 15. Oktober, bei warmem Wetter, erfolgte die Huldigung der verschiedenen Deputationen; sie fand auf purpurrot dekoriertes Estrade vor dem Berliner Schloss statt. Kanonendonner, Trompetenstösse, Musikkorps, Vivats berauschten die Menge, Einheimische und Fremde. «Es waren gewiss bei 200 000 Menschen auf den Beinen. In der Nacht verwandelte eine Illumination die Stadt in ein Feuermeer. Die öffentlichen Gebäude, alle Privathäuser, ob reich, ob arm, waren erleuchtet; selbst aus den dunkeln Kellerwohnungen oder vielmehr Kellerlöchern glänzten Lichter». Man bedenke die Möglichkeiten von damals: das Zeughaus allein verlangte einen Aufwand von 30 000 Lichtern, die «in den verschiedensten Farben strahlten. Das Hallische Thor war durch eine Menge Gasflammen erleuchtet». Als weitere Lustbarkeit folgte ein «groses Manoeuvre» vor der Stadt. Prinz Wilhelm von Preussen<sup>8</sup> befehligte selber die 50 000 Mann Ulanen, Kürassiere und Husaren, die mit ungemeiner Geschicklichkeit und Präzision schwadronenweise sich kreuzten». Ihre Schnelligkeit wurde nur von aufgeschreckten Häslein überboten, die, von den Pferden aufgescheucht, davonjagten.

Liess sich der junge Schweizer von so viel Augenlust blenden? «Beruhige Dich, theuerster Bruder, ich bin kein Royalist geworden – ich werde als guter Schweizer ins liebe Vaterland zurückkehren, denn in der Fremde lernt man die Heimat noch viel mehr schätzen. Dass man aber auch die Institutionen fremder Länder, wo sie, wie z.B. in Preussen zu loben sind, achten und anerkennen lernt, das gehört mit zu den Vortheilen eines Aufenthaltes in der Fremde und zum Nutzen des Reisens überhaupt; wir werden dadurch vor Einseitigkeit und beschränkter Engherzigkeit bewahrt.» Zu dieser Erkenntnis trug

<sup>8</sup> Der spätere Kaiser Wilhelm I.

gewiss auch eine Reise bei, die Oeri mit seinen theologischen Basler Freunden, Biedermann und Riggenbach, schon in den Sommerferien 1840 unternommen hatte. Wittenberg, Leipzig, Dresden, Weimar, Erfurt, Gotha, Kassel und Göttingen: was diese Städte an geschichtlichen und künstlerischen Erinnerungen boten, was sie in wissenschaftlicher Hinsicht anziehend machte, wurde ausgekostet. Schliesslich durchwanderten die Schweizer noch das Harzgebirge, bis Regen auf dem Brocken sie nach Berlin zurückscheuchte. Vetter Köbi, mit dem der Briefschreiber auf gut nachbarlichem Fusse stand, war bei diesem Erholungsurlaub nicht mit dabei gewesen. Er hatte bereits – wie unter dem Poststempel vom 19. Dezember 1839 steht – «gewiss zu seinem Besten die Theologie völlig aufgegeben und liegt jetzt ganz historischen und philologischen Studien ob».

Am 5. April 1841, nach 3 Semestern, verliess Jakob Oeri das ihm «in vieler Hinsicht sehr lieb gewordene Berlin». Er machte einen Umweg über Hamburg und Bremen, um in Bonn in einem weiteren halben Jahre sein Studium abzuschliessen.<sup>9</sup>

Vaterland, Freundschaft, Wissenschaft kommen in dem brüderlichen Briefwechsel zu Worte. Wo aber blieb die holdste Gefährtin eines jungen Mannes, die Liebe? Jakob, ganz auf sich selbst gestellt, war gereift und arbeitete in aller Stille auf ein Ziel zu. In Berlin hatte er seine Jugend genossen, am geselligen Leben teilgenommen, Oper und Schauspiel besucht. Stets war er in enger Verbindung mit Basel, dem Hause seines Oheims, Antistes Burckhardt, geblieben, in dem er einen Teil seiner Knabenjahre verbracht hatte. Einmal bemerkt er, als er seinen Bruder, den ausgemachten Faulpelz im Briefschreiben<sup>10</sup>, neuerdings ermahnt, im Verkehr mit dem väterlich gesinnten Onkel nicht so lässig zu sein, er, Jakob, stehe immerzu im Nachrichten-

<sup>9</sup> Den Nachkommen dürfte unbekannt geblieben sein, dass Jakob sich in Berlin bei dem berühmten Chirurgen Dieffenbach durch einen schmerzhaften, 5 Minuten dauernden Eingriff die Nase operieren liess, wodurch sie, «wie jedermann findet, um ein gut Teil gerader wurde.» Joh. Friedrich Dieffenbach (1795—1847) aus Königsberg war ursprünglich Theologe, wechselte dann zur Medizin und übte schon früh restituierende Chirurgie von Nasen, Lippen und Augenlidern aus.

<sup>10</sup> Daniel reagierte z. B. die längste Zeit nicht auf die wichtige Nachricht von Jakobs Verlobung; auch später muss Jakob einmal «eigentlich um Gottes Willen» Daniel um seine neue Adresse in Paris und Lebenszeichen bitten. So blieb es weiterhin, wiewohl die Korrespondenz von dem ältern der beiden Brüder mit einer Liebe, die sich durch nichts erbittern liess, durch Jahre weitergeführt worden ist.



*Johann Jakob Oeri als Student in Bonn, 1841*

austausch mit den «lieben Leuten hinter dem Münster». Er hatte guten Grund dazu; denn während des Bonner Sommersemesters schrieb er den gewichtigen Brief, in dem er den Oberstpfarrer um die Hand seiner Tochter Louise bat.

Vater Jakob Burckhardt sowohl als die Erkorene waren völlig überrascht von dieser Werbung. Louise dachte von sich zu bescheiden, als dass sie, trotz dem engen freundschaftlichen Verhältnis zu dem jungen Vetter, mit dem sie, wie bemerkt, auch schriftlichen Austausch pflegte, je davon geträumt hätte, die Auserwählte Jakobs zu werden. Einmal freilich hatte sie ihm erzürnt gestanden, dass, als sie sich eben so recht in ein briefliches Gespräch mit ihm zu vertiefen gedachte, «die leidigen Glätterinnen» sie abgerufen hätten; und am jüngst vergangenen Weihnachtsabend 1840 vermochten aller Jubel und Trubel unter dem Lichtenbaum bei der «Moskauerin», der Tante Konsul Burckhardt, in nichts die Freude zu überstrahlen, die ein eben anlangender Brief von ihm ihr ins Herz gab.

Zwei Jahre Wartezeit waren den Verlobten auferlegt. Jakob Oeri musste als Vikar in Winterthur ein sogenanntes «biennium», durchmachen. 1843, nach einem abschliessenden «Colloquium», wurde er Mitglied des zürcherischen Ministeriums. Leider waren die Aussichten, ein Amt in einer dortigen Gemeinde zu erhalten, gering. Da bot sich unerwartet eine Pfarrstelle in Lausen im Baselbiet. Leicht fiel es dem Bräutigam nicht, seinem Heimatcanton Valet zu sagen. Er kaufte seine Verlobte kurz vor der Eheschliessung ins Zürcher Stadtbürgerrecht ein. «Komisch kommt es mir vor, dass ich jetzt eine Zürcherin sein soll!», ruft Louise Burckhardt aus. Ach, sie gab ihre ferneren Träume vom Zürichsee nur allzu gerne preis gegenüber der Aussicht, in das Dorf zurückzukehren, wo einst ihre Wiege gestanden hatte, und somit in der Nähe ihres Elternhauses in Basel zu bleiben.

Louise stand ihrem Bruder Jakob sehr nahe. Dieser freute sich über die Verbindung zwischen Vetter und Cousine, die man trotz dem nahen Verwandtschaftsgrade ohne Bedenklichkeiten billigte. Er ist es, der Daniel Oeri am 6. August 1843 kurz vor der Hochzeit der zwei Brautleute vom glücklichen Ergebnis des theologischen Examins nach Paris berichtet: «Jaques hat die Züricher Prüfung rühmlich überstanden. Bald darauf richtete er sich in Lausen ein. Letzten Sonntag fuhr der Vater vom Meyenfels nach Lausen, wo sich auch Berris, Dr. August Burckhardt, Stockmeyer, Belger und einige Pfarrer einfanden. Der Gemeinderath kam um 10 Uhr. Die ganze Pro-

zession zog in die festlich geschmückte Kirche, woselbst Jaques Predigt und die Einsegnung durch den Vater sehr würdevoll vor sich ging; die Gemeinde hatte für einen schönen Chorgesang gesorgt. Im Wirtshaus war dann ein Mittagessen von etlichen 30 Gedecken für die Gäste und die Beamteten. Alles geschah ohne den mindesten Anstoss und kein Mensch hätte vor 3 Jahren geglaubt, dass Leute von Stadt und Landschaft sich also miteinander vertragen könnten». – Jakob Burckhardt hatte, trotzdem er unverheiratet geblieben ist, einen starken Familiensinn. Er blieb sein Leben lang seinen Geschwistern und besonders auch dem Lausener Ehepaar treu verbunden.

Die Ehe Oeri-Burckhardt hat 46 Jahre gedauert. Die Harmonie des langen Zusammenlebens zwischen dem Zürcher und der Baslerin ist Kind und Kindeskind eindrücklich geblieben. Sie dringt wie ein Wohlklang aus der schriftlichen Hinterlassenschaft. Wenn auch anfangs der jungen Frau beim Einrichten des Studierzimmers in Lausen «vier Laväterlein» an den Wänden eines einzigen Gemachs des Guten fast zu viel erscheinen wollten, fühlte sie sich schon kurze Wochen darauf, beim Besuch des Zürcher Verwandten- und Bekanntenkreises, «aufs Herzlichste» aufgenommen und mochte im Stillen gar ihre «Impietät» bedauern. Jedenfalls wurde sie sich des Reichtums, den eine Doppelbürgerschaft in sich zu tragen vermag, voll bewusst.

«Die Zürcher Knaben betragen sich ganz besonders artig und manierlich», so lautet ein Spruch, den sie ihren Nachkommen empfehlend hinterlassen hat.